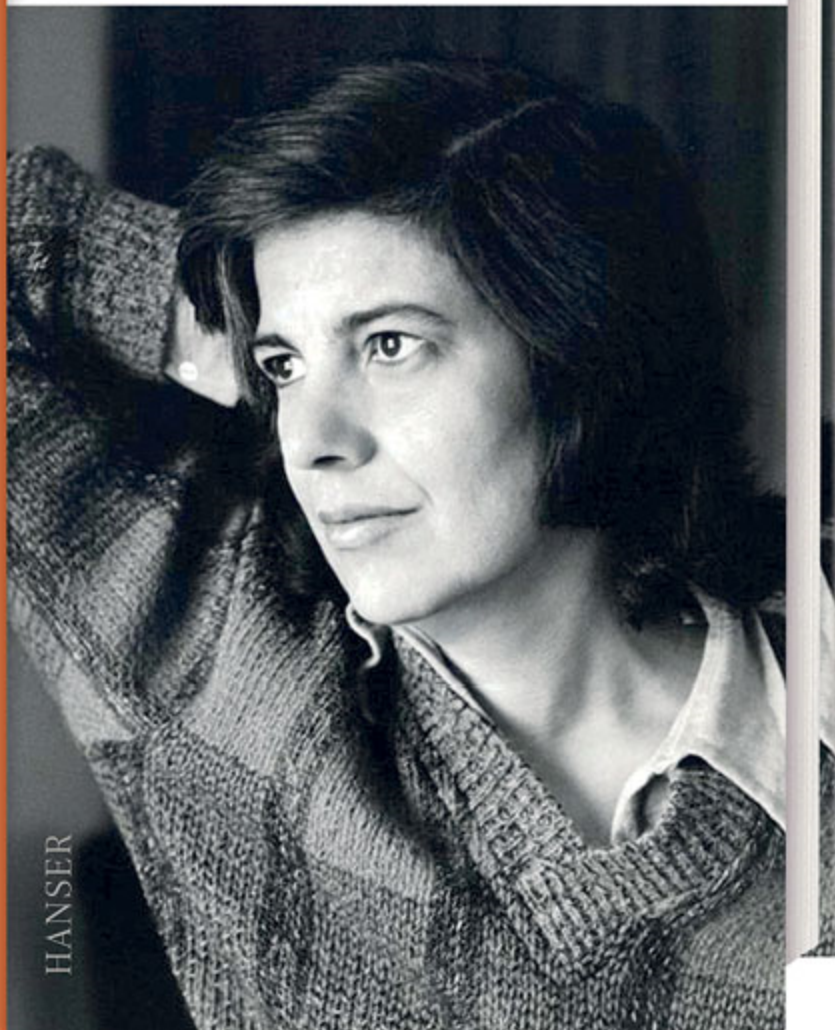


SUSAN SONTAG

*Ich schreibe, um herauszufinden,
was ich denke* Tagebücher 1964-1980



HANSER



Hanser E-Book

Susan Sontag

Ich schreibe, um herauszufinden,
was ich denke

Tagebücher 1964–1980

Aus dem Amerikanischen
von Kathrin Razum

Carl Hanser Verlag

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel *As consciousness is harnessed to flesh. Diaries 1964-1980* bei Farrar, Straus & Giroux in New York.

Die Übersetzung wurde mit einem Stipendium des Deutschen Übersetzerfonds gefördert.



Der Verlag dankt der Brougier-Seisser-Clewe-Werhahn-Stiftung für die großzügige Förderung der Übersetzung sowie für Anregung und Finanzierung der Registererstellung.

www.bscw-stiftung.de

ISBN 978-3-446-24452-8

© The Estate of Susan Sontag 2012

© für das Vorwort David Rieff 2012

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© Carl Hanser Verlag München 2013

Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch
Schutzumschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München,
unter Verwendung einer Fotografie © Jerry Bauer

Unser gesamtes lieferbares Programm
und viele andere Informationen finden Sie unter:

www.hanser-literaturverlage.de

Erfahren Sie mehr über uns und unsere Autoren auf www.facebook.com/HanserLiteraturverlage oder folgen Sie uns auf Twitter: www.twitter.com/hanserliteratur

Datenkonvertierung E-Book:
Kreuzfeldt digital, Hamburg

Inhalt

[Vorwort von David Rieff](#)

[Ich schreibe, um herauszufinden, was ich denke](#)
[Tagebücher 1964-1980](#)

[Register](#)

Vorwort

In den frühen 1990er Jahren spielte meine Mutter flüchtig mit dem Gedanken, eine Autobiographie zu schreiben. Da sie es bis dahin weitgehend vermieden hatte, direkt über sich selbst zu schreiben, überraschte mich das.

»Hauptsächlich über mich selbst zu schreiben«, hatte sie einmal in einem Interview mit der *Boston Review* gesagt, »scheint mir ein ziemlich umständlicher Weg zu den Themen zu sein, über die ich schreiben möchte ... Ich war noch nie der Ansicht, dass meine Neigungen oder meine Geschicke Vorbildcharakter haben.«

Meine Mutter sagte das 1975, als sie sich gerade einer aggressiven Chemotherapie unterzog, von der die Ärzte hofften – auch wenn sie nicht wirklich daran glaubten, wie mir damals einer von ihnen sagte –, dass sie ihr zu einer langen Remission, wenn nicht gar zur Heilung des metastatischen Brustkrebses im fortgeschrittenen Stadium verhelfen würde, der im Jahr zuvor diagnostiziert worden war (es war die Zeit, als man den Angehörigen von Patienten mehr sagte als den Patienten selbst). Es war typisch für meine Mutter, dass sie, als sie wieder schreiben konnte, jene Reihe von Essays für die *New York Times Book Review* verfasste, die später unter dem Titel *Über Fotografie* in Buchform erscheinen sollte. Nicht nur in diesem Werk ist sie in einem autobiographischen Sinne

mehr oder weniger abwesend. Auch in *Krankheit als Metapher* spielt sie als Person kaum eine Rolle, einem Buch, das sie ganz gewiss nicht geschrieben hätte, wenn sie nicht am eigenen Leibe die Stigmatisierung erlebt hätte, die damals mit einer Krebserkrankung einherging, und die noch heute, wenn auch in abgeschwächter Form, existiert, zumeist als Selbststigmatisierung.

Ich weiß nur von drei Fällen, in denen sie als Schriftstellerin unverhohlen autobiographisch schrieb. Der erste ist ihre Erzählung »Projekt einer Reise nach China«, die 1973 kurz vor ihrer ersten Chinareise veröffentlicht wurde. Über weite Strecken ist dieser Text eine Meditation über ihre Kindheit und ihren Vater, einen Geschäftsmann, der den größten Teil seines bedauerlich kurzen Erwachsenenlebens in China verbrachte und dort starb, als meine Mutter (die ihre Eltern nie in die britische Konzession im heutigen Tianjin begleitete, sondern in New York von Verwandten und ihrem Kindermädchen versorgt wurde) vier Jahre alt war. Der zweite Fall ist die Erzählung »Ohne Reiseführung«, die zuerst 1977 in *The New Yorker* erschien. Und als drittes wäre der 1987 ebenfalls im *New Yorker* erschienene Text »Wallfahrt« zu nennen. Es handelt sich um eine Erinnerung an den Besuch, den sie 1947 als Jugendliche dem damals im Exil in Pacific Palisades lebenden Thomas Mann abstattete. Allerdings ist »Wallfahrt« in erster Linie eine Übung in Bewunderung für den Schriftsteller, den meine Mutter als Jugendliche verehrte wie keinen anderen; das Selbstporträt nimmt

typischerweise einen verschwindend geringen Raum ein. Es sei, so schreibt sie, eine Begegnung gewesen zwischen »einem verlegenen, begeisterten, literaturtrunkenen Kind und einem Gott im Exil«. Und schließlich sind da noch die autobiographischen Passagen am Ende des 1992 erschienenen dritten Romans meiner Mutter, *Der Liebhaber des Vulkans*, in denen sie sehr direkt und in einer Weise, die sich von all ihren sonstigen Veröffentlichungen oder auch Interviews unterscheidet, darüber spricht, wie es ist, eine Frau zu sein, sowie ein paar flüchtige Kindheitserinnerungen in ihrem letzten, 2000 erschienenen Roman *In Amerika*.

»Mein Leben ist mein Kapital, das Kapital meiner Vorstellungskraft«, erklärte sie in besagtem *Boston Review*-Interview und fügte hinzu, sie »kolonisiere« es gern. Dieses »Kapital« war ein merkwürdiges, ungewöhnliches Bild für meine Mutter, die an finanziellen Dingen nicht das geringste Interesse hatte und in privaten Gesprächen, soweit ich mich erinnere, nie eine monetäre Metapher gebraucht hat. Doch zugleich scheint es mir eine absolut treffende Beschreibung ihrer Auffassung vom Schriftstellerdasein zu sein. Nicht zuletzt deshalb erstaunte es mich so, dass sie auch nur erwog, eine Autobiographie zu schreiben, denn für sie hätte das bedeutet – um im Bild zu bleiben –, nicht von den Früchten, dem Ertrag ihres Kapitals zu leben, sondern es direkt anzuzapfen: der Gipfel der Unvernunft, sei das betreffende Kapital nun tatsächlich

Geld oder der Stoff für Romane, Kurzgeschichten und Essays.

Letztlich wurde dann nichts aus der Idee. Meine Mutter schrieb *Der Liebhaber des Vulkans* und wurde damit in ihrer eigenen Wahrnehmung endlich wieder zur Romanautorin, was selbst zu den Zeiten, als sie ihre besten Essays schrieb, immer ihr eigentliches Ziel gewesen war. Der Erfolg des Romans stärkte ihr Selbstbewusstsein, das, wie sie selbst einräumte, erschüttert worden war, als ihr 1967 erschienener zweiter Roman *Todesstation* ein sehr gemischtes Echo fand, was sie damals bitter enttäuschte. Auf das Erscheinen von *Der Liebhaber des Vulkans* folgte dann ihr langanhaltendes Engagement für Bosnien und das belagerte Sarajevo, das sich zu einer wahren Leidenschaft entwickelte. Danach wandte sie sich wieder der Belletristik zu, ohne dass von Memoiren noch einmal die Rede gewesen wäre – zumindest soweit ich weiß.

In meinen kühneren Momenten denke ich manchmal, dass die Tagebücher meiner Mutter – drei Bände, von denen dieser der zweite ist – nicht nur die Autobiographie darstellen, die sie letztlich nie schrieb (hätte sie es getan, wäre es wohl, so stelle ich mir vor, ein literarischer, episodenhafter Text geworden, ähnlich John Updikes *Selbst-Bewusstsein*, einem Buch, das sie sehr bewunderte), sondern auch den großen autobiographischen Roman, den zu schreiben sie nie interessiert hatte. Wollte man diesen Gedanken anhand der üblichen Kategorien weiterentwickeln, wäre der erste Band, *Wiedergeboren*,

der Bildungsroman – ihr *Buddenbrooks*, um Manns großes Werk anzuführen, oder, auf einer niedrigeren literarischen Ebene, ihr *Martin Eden*, ein Roman von Jack London, den meine Mutter in ihrer Jugend gelesen hatte und von dem sie bis an ihr Lebensende in den wärmsten Tönen sprach. Der vorliegende Band, den ich – nach einem der Einträge – *Ich schreibe, um herauszufinden, was ich denke* genannt habe, wäre dann der Roman der tatkräftigen, erfolgreichen Erwachsenen. Über den dritten und letzten Band möchte ich mich vorerst nicht äußern.

Das Problem an dieser Lesart ist, dass meine Mutter, wie sie selbst stolz und leidenschaftlich bekundete, zeit ihres Lebens eine Lernende war. Natürlich war die sehr junge Susan Sontag in *Wiedergeboren* ganz bewusst damit beschäftigt, sich selbst als die Person, die sie sein wollte, zu erschaffen oder vielmehr neu zu erschaffen, eine Person fernab der Welt, in der sie geboren und aufgewachsen war. Dass und wie sie das südliche Arizona und das Los Angeles ihrer Kindheit verließ, um an die University of Chicago, nach Paris und New York zu gehen und Erfüllung zu finden (jedoch kein Glück, was etwas völlig anderes ist und, fürchte ich, kein Quell war, aus dem meine Mutter je ausgiebig schöpfen durfte), spielt im vorliegenden Band keine Rolle. Doch auch ihr großer Erfolg als Schriftstellerin, den meine Mutter hier dokumentiert, die Gesellschaft von Schriftstellern, Künstlern und Intellektuellen jeglicher Couleur – von Lionel Trilling und Paul Bowles über Jasper Johns und Joseph Brodsky bis hin

zu Peter Brook und György Konrád – und die Möglichkeit, an praktisch jeden beliebigen Ort reisen zu können, was ihr größter Kindheitstraum gewesen war, das alles änderte nichts daran, dass sie sich als Lernende begriff. Wenn überhaupt, bekräftigte es sie darin eher noch.

Einer der beeindruckendsten Aspekte an den Tagebüchern dieser Jahre ist für mich die Art und Weise, wie sich meine Mutter zwischen verschiedenen Welten hin und her bewegt. Zum Teil hängt das mit ihrer grundlegenden Ambivalenz zusammen und mit gewissen Widersprüchen in ihrem Denken, die dieses jedoch keineswegs herabmindern, sondern im Gegenteil interessanter machen und letztlich dazu führen, dass es sich der Interpretation – nun ja, entzieht, könnte man wohl sagen. Ein noch wichtigerer Punkt ist, dass meine Mutter, die Dummköpfe bekanntlich nur schwer ertrug (und ihre Definition von »Dummkopf« war, gelinde gesagt, sehr umfassend), gegenüber Menschen, die sie aufrichtig bewunderte, nicht als Lehrerin auftrat, wie sie es so oft und gern tat, sondern zur Schülerin wurde. Die stärksten Momente in *Ich schreibe, um herauszufinden, was ich denke* sind für mich daher jene, in denen sich meine Mutter in Bewunderung übt – was sie gegenüber vielen Menschen tut, am eindrucklichsten aber wohl, auf jeweils eigene Weise, gegenüber Jasper Johns und Joseph Brodsky. Diese Passagen zu lesen hilft, jene Essays meiner Mutter besser zu verstehen, die in erster Linie Hommagen sind – ich

denke da besonders an die Texte über Walter Benjamin, Roland Barthes und Elias Canetti.

In meinen Augen kann man diesen Band mit Fug und Recht auch als politischen Bildungsroman betrachten – eben in dem Sinne, dass hier jemand zur Reife gelangt. Im vorderen Teil des Buches ist meine Mutter zugleich zornig und erschüttert über die Torheit des Vietnamkriegs, gegen den sie als prominente Aktivistin zu Felde zog. Ich glaube, einige der Dinge, die sie während ihrer Besuche in dem damals unter amerikanischem Bombardement stehenden Hanoi sagte, hätten im Rückblick auch ihr selbst Unbehagen bereitet. Ich habe sie trotzdem ohne Zögern hier aufgenommen, wie auch viele andere Einträge zu den verschiedensten Themen, die mir entweder ihretwegen zu schaffen machen oder mich selbst schmerzen. Was Vietnam betrifft, möchte ich nur hinzufügen, dass die Kriegsgreuel, die sie so unglaublich wütend machten, keineswegs persönliche Hirngespinnste waren. Meine Mutter mag unklug gewesen sein, aber der Krieg war zweifellos die Ungeheuerlichkeit, für die sie ihn damals hielt.

Von ihrem Widerstand gegen den Krieg distanzierte sich meine Mutter nie. Was sie jedoch irgendwann bereute und wovon sie sich im Gegensatz zu vielen ihrer Kolleginnen und Kollegen (ich nenne hier keine Namen, aber kritische Leser werden wissen, welche amerikanischen Schriftsteller ihrer Generation ich meine) sehr wohl distanzierte, das war der Glaube an das emanzipatorische Potenzial des Kommunismus, nicht nur in der sowjetischen, chinesischen

oder kubanischen Ausprägung, sondern als System schlechthin. Ich kann nicht mit Gewissheit sagen, ob sie sich umbesonnen hätte, wäre da nicht ihre sehr innige Beziehung zu Joseph Brodsky gewesen – vielleicht die einzige Gefühlsbeziehung auf Augenhöhe, die sie in ihrem Leben hatte. Brodskys Bedeutung für meine Mutter – in ästhetischer, politischer und menschlicher Hinsicht – kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden, ungeachtet ihrer beider Entfremdung gegen Ende seines Lebens. Als meine Mutter am vorletzten Tag ihres Lebens – die Schlagzeilen wurden von Nachrichten über die asiatischen Tsunamis beherrscht – auf ihrem Sterbebett im New Yorker Memorial Hospital um Luft und um ihr Leben rang, sprach sie nur von zwei Menschen: von Joseph Brodsky und von ihrer Mutter. Sie machte, um Byron zu paraphrasieren, ihr Herz zum Tribunal.

Ihr Herz wurde oft gebrochen, und über weite Strecken geht es in diesem Band um gescheiterte Liebesbeziehungen. Das vermittelt insofern ein falsches Bild von meiner Mutter, als sie umso ausgiebiger Tagebuch zu schreiben pflegte, je unglücklicher sie war, am wenigsten wiederum, wenn es ihr gutging. Doch auch wenn das Verhältnis nicht ganz stimmt, war die Tatsache, dass sie kein Glück in der Liebe erlebte, meines Erachtens genauso sehr Teil ihrer Persönlichkeit wie die tiefe Erfüllung, die sie im Schreiben fand, und die Leidenschaft, mit der sie, wenn sie gerade nicht schrieb, ihr Leben als ewig Lernende anging, als eine Art ideale Leserin

bedeutender Literatur, ideale Liebhaberin bedeutender Kunst, ideale Betrachterin beziehungsweise Hörerin bedeutender Theaterstücke, Filme und Musik. Und so bewegen sich die Tagebücher, gemäß ihrer Persönlichkeit und ihrem Leben, von Verlust zu Gelehrsamkeit und wieder zu Verlust. Dass es nicht das Leben war, das ich ihr gewünscht hätte, steht hier nicht zur Diskussion.

Meine editorische Arbeit an diesem Band der Tagebücher meiner Mutter hat enorm davon profitiert, dass Robert Walsh sich großzügigerweise bereit erklärt hat, die letzte Fassung des Manuskripts durchzusehen - er hat zahlreiche Fehler und Lakunen entdeckt.

Die Verantwortung für verbleibende Fehler liegt natürlich ganz allein bei mir.

David Rieff

1964

5. 5. 64

Die rechte Hand = die Hand, die aggressiv ist, die Hand, die masturbiert. Daher die linke Hand bevorzugen! ... Sie romantisieren, sentimentalisieren!

*

Ich bin Irenes Maginot-Linie [*die kubanisch-amerikanische Dramatikerin María Irene Fornés war 1957 in Paris für einige Zeit ss's Geliebte, dann von 1959 bis 1963 in New York ihre Partnerin*].

Ihr ganzes »Leben« beruht darauf, dass sie mich abweist, die Verteidigungslinie aufrechterhält.

Alles wird auf mir abgeladen. Ich bin der Sündenbock.

[*Der folgende Eintrag ist am Rand angestrichen:*] Solange sie damit beschäftigt ist, mich abzuwehren, muss sie sich nicht mit sich selbst auseinandersetzen, mit ihren eigenen Problemen.

Ich kann sie nicht davon überzeugen – sie dazu bringen – durch vernünftige Argumente – zu erkennen, dass es anders ist.

Genauso wenig, wie sie mich dazu bringen konnte – als wir zusammenwohnten –, sie nicht zu brauchen, nicht zu klammern, mich nicht von ihr abhängig zu machen.

*

Für mich ist da nichts mehr zu holen – keine Freude mehr, nur Kummer. Warum halte ich daran fest?

Weil ich es nicht verstehe. Letztlich akzeptiere ich diese Veränderung bei Irene einfach nicht. Ich denke, ich könnte sie wieder rückgängig machen – indem ich erkläre, ihr zeige, dass ich gut für sie bin.

Aber für sie ist es genauso zwingend, mich abzuweisen, wie es für mich zwingend ist, an ihr festzuhalten.

*

»Was mich nicht umbringt, macht mich stärker.«
[*Nietzsche*]

Irene empfindet mir gegenüber keine Liebe, keine Milde, keine Güte. Mir gegenüber, zu mir, wird sie oberflächlich

und grausam.

Die symbiotische Verbindung ist zerbrochen. Sie hat sie abgetan.

Jetzt präsentiert sie mir nur noch »Rechnungen«. Inez, Joan, Carlos!

Ich habe ihr Ego beschädigt, sagt sie. Ich und Alfred [*der amerikanische Schriftsteller Alfred Chester*].

(Das aufgeblähte, fragile Ego.)

Und keine Reue, keine Entschuldigung, keine Veränderung meines Verhaltens, wo es wirklich Schaden angerichtet hat, vermag sie zu besänftigen, zu versöhnen.

Wenn ich daran denke, wie sie die »Offenbarung« im New Yorker [*Programmkinos in Manhattan, das sie in den Sechzigern und Siebziger mehrmals die Woche besuchte*] vor zwei Wochen aufgenommen hat!

»Ich bin eine Mauer«, sagt sie. »Ein Fels.« Das stimmt.

Da ist keinerlei Empfänglichkeit, nichts Versöhnliches. Mir gegenüber nur Härte. Taubheit. Schweigen. Selbst ein zustimmendes Gurren würde sie »vergewaltigen«.

Ihre Zurückweisung ist der Panzer, mit dem Irene sich umgibt. Ihr »Schutzwall«.

*

- Warum ich David nicht gestillt habe:

Mutter hat mich nicht gestillt. (Ich entlaste sie, indem ich es mit David genauso mache - es ist in Ordnung, ich mache es mit meinem Kind genauso.)

Ich war eine schwere Geburt, sehr schmerzhaft für M[utter]; sie hat mich nicht gestillt; war danach einen Monat bettlägrig.

David war groß (wie ich) - sehr schmerzhaft. Ich wollte das Bewusstsein verlieren, nichts mitbekommen; *ich kam gar nicht auf die Idee*, ihn zu stillen; ich war danach einen Monat bettlägrig.

*

...

Lieben = das Gefühl, zu sein, in besonders intensiver Form
Wie purer Sauerstoff (im Gegensatz zu Luft)

*

Henry James -

Bei ihm basiert alles auf einer bestimmten Stilisierung des Bewusstseins

Selbst und Welt (Geld) - kein Körperbewusstsein, neben vielen anderen Formen des In-der-Welt-Seins, die er ebenfalls auslöst.

*

Edith Whartons Biographie. Banale Wahrnehmung, immer wieder von starker, intelligenter Schlussfolgerung gekrönt. Doch ihre Intelligenz verändert die Ereignisse nicht - d. h. offenbart nicht deren Komplexität. Wird nur der banalen Darstellung angefügt.

*

...

5. 8. 64

Ontologische Angst, »Weltangst« *{im Orig. auf Deutsch}*. Die Welt ist leer - oder zerfällt, zerfasert. Die Menschen sind Aufziehpuppen. Ich habe Angst.

»Das Geschenk« hat für mich bisher bedeutet: Für mich selbst würde ich das nicht kaufen (es ist schön, ein Luxus,

nicht notwendig), aber für dich kaufe ich es.
Selbstverleugnung.

Es gibt Menschen auf der Welt.

Ein Druck auf der Brust, Tränen, ein Schrei, der sich anfühlt, als würde er nie enden, wenn ich ihn herausließe.

Ich sollte für ein Jahr weggehen.

6. 8. 64

Ein Gefühl – einen Eindruck – *auszusprechen* heißt, es zu verringern – zu vertreiben.

Aber manchmal sind Gefühle einfach zu stark:
Leidenschaften, Obsessionen. Wie die romantische Liebe.
Oder Trauer. Dann muss man sprechen, sonst würde man platzen.

*

Der Wunsch nach Bestätigung. In beide Richtungen. (Der Impuls zu fragen, ob ich noch geliebt werde; der Impuls zu sagen: Ich liebe dich, denn der andere könnte es ja möglicherweise vergessen haben, seit ich es das letzte Mal gesagt habe.)

»Quelle connerie« [*»Was für ein Schwachsinn«*]

Ich habe berufliche Kompetenz + Autorität immer geschätzt, denke (seit meinem vierten Lebensjahr?), diese zu erlangen sei - mindestens - leichter, als »einfach so als Mensch« liebenswert zu sein.

*

Ich kann mich von meiner Fixierung auf I[rene] - meiner Trauer, meiner Angst, meiner Sehnsucht - nicht durch eine andere Liebe befreien. Ich bin momentan nicht in der Lage, irgendjemanden zu lieben. Ich bin »treu«.

Aber irgendwie muss ich dieser Fixierung die Kraft nehmen. Ich muss einen Teil der Energie in andere Bahnen zwingen.

Wenn ich mit einem neuen Roman anfangen könnte ...

*

Von Mutter habe ich gelernt: »Ich liebe dich« bedeutet »Ich liebe sonst niemanden«. Diese furchtbare Frau hat ständig meine Gefühle in Frage gestellt, mir gesagt, ich mache sie unglücklich, ich sei »kalt«.

Als ob Kinder ihren Eltern Liebe + Erfüllung schuldig wären! Das sind sie nicht. Aber Eltern schulden diese

Dinge ihren Kindern - genau wie Fürsorge.

*

Mutter: »Ich liebe dich. Schau: Ich bin unglücklich.«

Sie vermittelte mir das Gefühl: Glücklich zu sein, heißt treulos zu sein.

Sie hat ihr Glücklichein verborgen, von mir verlangt, ich solle sie glücklich machen - als hätte ich das gekonnt.

Therapie ist Dekonditionierung (Kemeny) [*Diana Kemeny, ss's damalige Therapeutin*]

*

Angst, der / die andere könnte gehen: die Angst verlassen zu werden

Angst, *ich* könnte gehen: die Angst vor Vergeltung (*und* davor, verlassen zu werden - als Rache für die Zurückweisung, die mein Gehen darstellt).

8. 8. 64

Ich habe als Mensch eine größere Bandbreite denn als Schriftstellerin. (Bei manchen Schriftstellern ist es

umgekehrt.) Nur ein Bruchteil meiner selbst lässt sich in Kunst umwandeln.

*

Ein Wunder ist einfach nur ein hübsch dekoriertes Zufall.

Veränderung - Leben - erwächst aus Zufällen.

*

Meine Loyalität gegenüber der Vergangenheit: meine gefährlichste Eigenschaft, diejenige, die mich am meisten gekostet hat.

*

Selbstachtung. Sie würde mich liebenswert machen. Und sie ist das Geheimnis von gutem Sex.

*

Das Beste bei sw [*der Philosophin Simone Weil*] ist das, was sie über Aufmerksamkeit schreibt. Gegen den Willen + den kategorischen Imperativ.

*

Man kann von niemandem verlangen, ein Gefühl zu ändern.

*

18. 8. 64 London

Sir Christopher Wren: »Eine Vielfalt an Gleichförmigem ergibt vollkommene Schönheit.«

Buster Keaton: Candide nach Lobotomie

[*Beschreibung des Romanautors James Jones:*] Dem kommen die Schultern aus den Ohren.

Ektoplasma ist (verdrängte) Samenflüssigkeit – die {*spiritistischen*} Medien des 19. Jh.s sind ein abweichendes Symptom des Erwachens der »modernen« weiblichen Sexualität

vgl. [*Henry James'*] *The Bostonians*, Padmore Book {*Damen in Boston*}

»Die Psychologie und Physiologie des ›Moments‹«

Mary McCarthy kann mit ihrem Lächeln alles machen, sie kann sogar damit lächeln.

*

Eine Frau mit Hirnschaden, die – selbst nach fast vollständiger Genesung – keinem Film mehr folgen konnte.

Die Beatles, ihre Quaternität.

Feuchte Mollusken 12-jähriger Mädchen.

Dexamyl [*eine Art Amphetamin, das ss ab Mitte der sechziger Jahre zum Schreiben brauchte und bis in die frühen Achtziger nahm, wenn auch in immer geringeren Dosen*] wird in England *purple hearts* genannt (dort sind die Dinger nicht grün [*wie in den USA*], sondern violett) – die Jugendlichen schlucken zwanzig Stück auf einmal, mit Cola ... Dann (Mittagspause) verziehen sie sich in einen »Keller« (kein Zugang für Leute über 21) und [*tanzen den*] Watusi.

*

Hemingway hat eine Parodie auf Sherwood Andersons *Winesburg, Ohio* geschrieben: Es ist sein zweiter Roman, *Die Sturmfluten des Frühlings* (1926), der kurz vor *Fiesta* erschien.

*

Arnold Geulincx (1624–69), der belgische Philosoph – Anhänger von Descartes – Beckett hat ihn als Student

gelesen - [Geulincx] vertritt die Ansicht, dass ein vernünftiger Mann nur in seinem eigenen Kopf frei ist - verschwendet keine Energie darauf, zu versuchen, in der Außenwelt über seinen Körper zu bestimmen.

*

Adjektive:

punktiert	(gepunktet?)
affenartig	zinnoberrot
impertinent	listig
jauchzend	glottal
lakonisch	enerviert
betört	himmelblau
kernig	corpulent
fabelhaft	lebhaft
septisch	wertlos
brünstig	spitzbogig
	aporetisch
knapp	lecker
bescheuert	stromlinienförmig

...

19. 8. 64

Erzählung: »Das infinite System der Paare«

...

*

Cockney-Slang: Reim plus Rösselsprung

breasts = Bristol (city > titty)

teeth = Hampsteads (heath > teeth)

Verben:

schlitzen	entwischen
schuppen	tauschen
ruckeln	herumpfuschen
spritzen	abstumpfen
sprinten	verdreschen
schrillen	wimmern

...

*

Schrecklich zu spüren, wie das eigene Integument (Haut)
durchbohrt wird

Getempert ...

*

[*Der amerikanische Schriftsteller William s.*] Burroughs:
Sprache = Kontrolle
»Terroristische« Angriffe auf die Sprache (Cut-up-Methode)
vgl. [Raymond] Roussel [*französischer experimenteller
Autor*] - *Comment j'ai écrit...* {*Wie ich geschrieben habe*}

Flucht ins All (Science-Fiction) vs. Historie

Soft Machine

Nova Express

Naked Lunch

Dead Fingers Talk

*

»bumtrinkets« - Kotreste, die sich in der Behaarung am
Anus verfangen haben (vgl. Cicely Bumtrinket in Dekkers
Schuhmachers Feiertag [*Thomas Dekker, Dramatiker aus
dem 17. Jh.*])
ditto für »dingleberries«

*

Substantive:

Elan	Innengerüst
Parameter	Handgemenge
Neologismus	Zisterne
Mumm	Persiflage
Integument	Tempo
Borsalino	Furore
Haferschleim	Imbroglia

...

*

»Une incertitude de jeunesse« [*»jugendliche Unsicherheit«*] (über [*Bertolt Brechts erstes Theaterstück Baal*])

*

Science-Fiction-Essay

1. Filme besser als die Bücher - warum?
2. Inhalt

Figur des Wissenschaftlers als Satanist ([Goethes] *Faust*, Poe, [Nathaniel] Hawthorne)